

Insel



**Eine
bessere
Zeit**
Roman

**JAUME
CABRÉ**

mit einer ordentlichen Portion Heldentum verbunden sein sollte. Und seine Augen glänzten, und Michaelus richtete sich auf von der Erde; und als er seine Augen auftat, sah er niemand. Sie nahmen ihn bei der Hand und führten ihn gen Damaskus, und er war drei Tage nicht sehend und aß nicht und trank nicht. Etwas wie eine instinktive Scheu hinderte mich dennoch, Pater Barnades, der als unser geistliches Oberhaupt das objektive Resultat dieser drei glücklichen Tage der inneren Einkehr mit Pater Romaní überprüfen würde, in meinen Plan einzuweißen.

Ein Paar blaue Augen waren es, Augen von einem so schwindelerregenden Blau wie die Tiefen des Meeres, die Miquels felsenfesten Entschluss ins Wanken brachten, den außer ihm noch sechs Komma sieben Prozent seiner Klassenkameraden gefasst hatten, zwei Prozent weniger als im vorigen Jahr, denn die Zeiten werden immer schwieriger, und möge Gott uns schützen, aber der Tag wird kommen, an dem ...

Die tiefblauen Augen gehörten einer Seejungfrau mit Beinen in der Uniform der Lestonnac-Schule, die ihre beneidenswerten Bücher immer fest an ihre keimenden Brüste drückte, entzückende Söckchen trug und mich, wie ich glaubte, sympathisch fand. Sie hieß Lídia. Und ich dachte, Herrgott, was für ein Mädchen, wo soll ich bloß den Mut hernehmen. Tagelang betete ich sie aus der Ferne an, das Herz klopfte mir bis zum Hals, und bevor es in tausend Stücke zersprang, wandte sich der Ex-Missionar Miquel an Bolós, einen großen Spezialisten.

»Nein, ich weiß wirklich nicht, wen du meinst.«

Also lauerten sie ihr auf, Bolós mit kaltem Expertenblick, und taten, als spazierten sie ganz zufällig den Carrer de Pau Claris auf und ab, ganz zufällig vor der Lestonnac, ganz zufällig um sechs Uhr nachmittags. Mein Ellenbogen in seinen Rippen:

»Da ist sie!«

»Da sind vier.«

»Die Hübscheste!«

»Sehr witzig.«

»Die mit den langen Haaren!«

»Verflucht, Gensana, zwei haben lange Haare.«

»Aber die andere ist potthässlich.«

Ehe sie sich in eine fruchtlose Erörterung der unterschiedlichen Aspekte weiblicher Schönheit verstrickten, wurde Miquel ein Fingerzeig des Schicksals zuteil.

»Die jetzt lacht. Siehst du? Sie hat mich angeschaut, stimmt's? Wie findest du sie?«

»Mmh ...« Nachdenkliches Schweigen. »Tja.«

»Mmh, tja, was soll das heißen? Was hältst du von ihr?«

»Wenn ich ehrlich sein soll ...«

»Natürlich! Ist sie nicht bezaubernd? Zum Sterben schön, oder?«

»Ich kann nichts Besonderes an ihr finden, Gensana.«

Miquel und Bolós sprachen drei Tage nicht miteinander. Solange unsere Freundschaft

diese Wüste durchquerte, himmelte ich meine Geliebte an, folgte ihr auf Schritt und Tritt, wobei ich mich bemühte, meinen Fuß auf die Stelle zu setzen, die sie soeben mit dem ihrigen geweiht hatte, und seufzte aus tiefster Seele, während mein hehrer Traum, die Kameruner im Tschad zu Dem Weg, Der Wahrheit und Dem Leben zu bekehren, der Evidenz der Schönheit nicht standhielt und sich immer mehr verflüchtigte, obgleich ich mich jeden Tag in der Schulkapelle ernsthaft bemühte, die Flamme am Leben zu erhalten.

Ich hatte gerade mein sechstes Jahr im Gymnasium vollendet, als man in Barcelona davon sprach, die Straßenbahnen abzuschaffen, um den Autoverkehr dichter zu machen und die Luft mit dem öffentlichen Nahverkehr direkt zu verpesten. Oder vielleicht handelte es sich auch um eine späte Sühne für das schreckliche Ende Gaudís. Jedenfalls schloss ich das zwölfte Schuljahr ab, ohne in einem einzigen Fach durchzufallen. Ramió, Camós und Torres blieben sitzen, und im Vorbereitungskurs für die Universität (anderes Gebäude, wo man keinen demütigenden Schulkittel mehr tragen musste, offiziell rauchen durfte und sich dazu nicht wie Verbrecher im Klo zu verstecken brauchte, als erwachsen galt und sich der rückhaltlosen Bewunderung der unteren Klassen gewiss sein konnte) sah ich mich etwas anspruchsvolleren Mathematikaufgaben gegenüber, sodass jene tiefgründigen Augen von der Lestonnac bald an Leuchtkraft verloren, und es zweifellos idiotisch gewesen wäre, sich wegen eines Mädchens, dessen Name mir schon wieder entfallen war und das einfach zu schiefe Zähne hatte, die Pulsadern aufzuschneiden. Und wenn er, Murillo, Bolós und Rovira in die Spielhalle im Carrer Consell de Cent zum Tischfußball gingen (zu Hause erlaubten sie ihm inzwischen, einen späteren Zug zu nehmen), verschwammen die Probleme der Kameruner allmählich immer mehr, und wenn er sich zur Lösung einer mathematischen Gleichung – was nun einmal Vorrang hatte – in seinem Zimmer einschloss, waren sie vollends verschwunden.

Als wir das nächste Mal zum Exerzitienhaus fuhren, ging ich es nicht ganz so ernsthaft an, obwohl ich mir bezüglich dessen, woran ich Freude fand und was ich im Leben einmal machen wollte, aufrichtig Rechenschaft ablegte. Und ich gelangte zu einer wunderbaren Erkenntnis, denn machen, im eigentlichen Sinn machen, wollte ich überhaupt nichts im Leben. Und meine Seele Gott weihen, nun, was soll ich sagen. Es war eine Wohltat, sich von den Ketten zu befreien, die Saulus vor zweitausend Jahren gefesselt hatten, weil es auf der Welt viele blaue, schwarze, braune, honigfarbene und grüne Augen gab, so tief wie das Meer, und es war ein herrliches Gefühl, ihnen nicht aus professionellen Gründen entsagen zu müssen. Im Grunde fühlte sich Miquel der Ewige Zweifler feige, weil er dem Ruf des Herrn nicht entschlossen genug hatte folgen mögen, und in einem schwachen Moment sprach er mit Pater Romani, zwischen zwei Lektionen in dessen Büro, und später, bei einer heimlichen Zigarette im Waschraum, auch mit Bolós.

»Wenn du berufen bist, wirst du dich niemals vor Gott verstecken können, mein Sohn. Denk an Jona.«

»Aber Pater, woher soll ich wissen, ob es Berufung ist?«

»Sei doch nicht blöd, Gensana. Die brauchen halt Priester, um den Laden am Laufen zu halten.«

»Schon gut, aber was ist, wenn ich wirklich berufen bin?«

»Der Ruf des Herrn ist nicht verpflichtend, mein Sohn. Wenn du ihn ignorierst, begehst du keine Sünde. Allerdings wirst du dich in dem Augenblick, in dem Er dich dazu aufgefordert hat, als nicht großzügig genug erwiesen haben.«

»Aber ich kann doch ein guter Mensch sein, Pater, ein guter Christ in meinem Tagewerk.«

»Die sind der Hammer, du! Romaní ist nur darauf aus, dir ein schlechtes Gewissen zu machen, weil du kein Mönch werden willst.«

»Nein, nein, niemand drängt mich zu gar nichts. Es zwingt mir auch keiner ein bestimmtes Studium auf.«

»Was würdest du denn gern studieren, mein Sohn?«

»Ich weiß es nicht, Pater.«

»Aber du hast doch nicht den blassesten Dunst, was du studieren willst!«

»Das musst gerade du sagen.«

Diese Tage der inneren Einkehr, organisiert von Pater Romaní SJ, aber geleitet von Josep Maria Bolós, Herzensfreund und Doktor im Lösen von Problemen anderer, erwiesen sich für mich als äußerst bereichernd. Doch kaum hatte Bolós mich überzeugt, dass man am besten alle Frauen der Welt lieben sollte, weinte er sich an meiner Schulter aus, weil ihm eine pechschwarze Mähne, die den Carrer de Casp entlanggeweht war, den Kopf verdreht hatte. Sie ging auf die Jesús-Maria-Schule, hieß Maria Victòria Cendra, wohnte im Carrer del Bruc, Ecke València, studierte Querflöte am Konservatorium, war sechzehneinhalb Jahre alt und fuhr in den Sommerferien nach Viladrau. Wenn Bolós ein Auge auf jemanden geworfen hatte, dann stellte er Nachforschungen an und informierte sich, das musste man ihm lassen; nicht wie ich, der ich mich darauf beschränkte, von einem unbestimmten Lächeln zu träumen, das schlimmstenfalls nicht einmal mir gegolten hatte.

Das Gerücht, dass die Straßenbahnen verschwinden würden, wurde immer lauter, immerhin könne eine Zugmaschine mit Anhängern nur dreihundert Passagiere befördern, ein Autobus dagegen bis zu neunzig, und Benzin werde stets billiger sein als Strom; es war Frühling, wenn die Mädchen noch sehr viel schöner sind, weil sie kurze oder gar keine Ärmel, keine Strümpfe und knappere Röcke tragen und begehrtlicher atmen, wenn die Bäume mit tausend Grüntönen die Stadt verzieren und bald der Sommer kommt und mit dem Sommer die großen Ferien und mit den Ferien die Freiheit und, ach, wie ist das Leben schön, da war Miquel mächtig überrascht und Bolós sehr sauer, als Rovira ihnen bei einem Spaziergang unter den Akazien des Carrer de la Diputació mit feierlichem Getue mitteilte, dass er beschlossen habe, Jesuit zu werden und Mitte September sein Noviziat antreten werde. Sieh mal einer an, dachte ich, und das Erste, was

ich von mir gab, war: Junge, Rovira, und was ist mit den Frauen? Doch Roviras Augen schweiften über diese Frage hinweg und blickten versonnen ins Weite, auf Den Weg, Die Wahrheit und Das Leben, und während Bolós verdrossen schweigend auf seinem Kaugummi herumkaute, fühlte ich mich klein und mickrig und beneidete Rovira, den heldenhaften Rovira, weil er mutig genug war, dem Ruf des Herrn Folge zu leisten. Nicht wie andere, die nach Feixes zurückkehrten und zu Hause kein Wort verloren über den Kameraden, der Priester wurde, denn zwischen Vater und Sohn tobte in diesem Moment ein harter Kampf, weil Miquel sich weigerte, die Industrieschule zu besuchen, die jeder Gensana, der es im Leben zu etwas bringen wollte, per Dekret zu absolvieren hatte. Und fortan bröckelte die Beziehung zwischen Vater und Sohn vor sich hin. Onkel Maurici lachte still in sich hinein, hütete sich aber, etwas zu sagen, weil er wusste, dass sein Miquel, sein einziger heißgeliebter Großneffe, sich zu einer anderen Art von Studien hingezogen fühlte. In Can Gensana kehrte wieder Ruhe ein, und auch wenn der Vater weiter grollte, herrschte Frieden. Und die Mutter seufzte erleichtert auf.

Für seinen ersten Tag an der Universität band Miquel eine Krawatte um und nahm einen viel zu frühen Zug. Ich traf mich mit Bolós auf dem Platz davor, und beide taten wir so, als wären wir weder nervös noch aufgeregt. Vermutlich gingen wir deshalb auf einen Kaffee in die Bar gegenüber und schielten gelegentlich aus dem Augenwinkel auf das Gebäude der Geisteswissenschaften, als fürchteten wir, es könnte uns davonlaufen. Auch Bolós trug Krawatte. Schweigend rührten wir den Zucker um, und Bolós zog eine Pfeife hervor, was sofort meinen Neid weckte. Damit machte schließlich jeder was her.

»Ich wusste gar nicht, dass du Pfeife rauchst.«

»Gemocht habe ich es schon immer.«

»Aber die ist neu, oder?« Nicht einmal seinen besten Freund verschonte Miquel mit seiner Bosheit. Er nahm ihm die Pfeife aus der Hand und drehte und wendete sie wie ein Sachverständiger.

»Ja, schon ... Irgendwann muss man ja damit anfangen.«

In ihrer Nähe stand eine Gruppe junger Leute. Viele Mädchen. Und alle lachten, als würden sie sich schon ewig kennen und als wäre es das Normalste von der Welt, auf die Universität zu gehen. Keiner der Studenten trug Krawatte.

»Wir sind die Einzigen von unserer Schule, die sich für Geisteswissenschaften eingeschrieben haben, stimmt's?«

»Ja ...« Bolós war vollauf damit beschäftigt, die Pfeife anzuzünden. Die Welt verschwand hinter einer spektakulären Wolke Amsterdamer, und ihm wurde ein wenig schwindlig. Nach zwei Zügen war die Pfeife erloschen.

»Sie ist dir ausgegangen.« Oh, Miquel, wie kannst du nur so ein Unmensch sein?

»Das merke ich selber, Mann. Was hast du gesagt?«

»Dass wir die Einzigen sind, die sich für Geisteswissenschaften entschieden haben.«

»Ja. Und Rovira, nicht?«

»Nein, Mann, der wird doch Novize.«

»Stimmt ja, du hast recht. Die Einzigen.« Und nach einem energischen Zug: »Der arme Kerl, was?«

»Nicht unbedingt. Er wird schon wissen, was er tut.«

Möglicherweise verfluchte sich Rovira just in diesem Augenblick, um Viertel nach acht an einem Morgen Anfang Oktober, und wiederholte nur immerzu, was zum Teufel hat mich geritten, wie konnte ich mich bloß auf diesen Zirkus einlassen, zur Hölle, was treibe ich hier, in dieser Soutane? Vielleicht empfing er aber auch gerade mit salbungsvoller Hingabe und Andacht die Heilige Kommunion und war von Glückseligkeit umflort und durchdrungen bis ins Mark. Keiner, guck dir das an, nicht einer. Keiner der Studenten in der Bar trug Krawatte.

»Alle vom sprachlichen Zweig sind bei Jura gelandet, außer mir.« Die Pfeife gab jetzt ein lästiges Geräusch von sich, aber sie qualmte.

»Und vom mathematischen habe nur ich mich für eine Geisteswissenschaft entschieden. Mann, Bolós, was blubbert denn da so?«

»Spucke. Ganz recht, du und ich, wir sind die einzigen Spinner.«

Wenn man das Recht zum Träumen hat, sollte man es auch ausüben. Miquel Gensana war während des Kurses zur Vorbereitung auf die Universität die meiste Zeit auf einem Meer von Zweifeln gerudert. Denn die Frage war ja nicht nur, ob er Priester werden, in den Himmel kommen und als Missionar dafür sorgen sollte, dass andere in den Himmel kamen, da waren obendrein die berechtigten Zweifel in Bezug auf die restlichen Dinge des Lebens, wie zum Beispiel, alle hübschen Mädchen umarmen zu können (eigentlich alle Mädchen, denn ich wusste, dass alle hübsch waren), endlich ohne Erstickungsanfälle rauchen zu lernen und darüber nachzudenken, ob Maschinenbauingenieur, Textilingenieur, Chemiker, Arzt, Anwalt, Architekt oder sonst was. Ich neigte am ehesten zu sonst was, auch wenn es mir Angst machte. Weil ich ganz sicher wusste, dass ich kein Maschinenbauingenieur, Textilingenieur, Chemiker, Arzt, Anwalt oder Architekt werden wollte, und althergebrachte familiäre Gepflogenheiten hinderten mich, dem ironischen Rat von Onkel Maurici zu folgen – dem einzigen Familienmitglied mit zwei Studienabschlüssen – und Kfz-Elektriker zu werden. Glaub mir, Miquel, wiederholte er ständig, damit kommst du zu Geld, kaum ziehst du den Rollladen hoch, rennt dir die Kundschaft die Bude ein. Hätte ich bloß auf ihn gehört. Aber mein Onkel sagte das nur, um meine Eltern und Großmutter Amèlia zu ärgern. Im Grunde war allen klar, dass kein Gensana um ein Universitätsstudium herumkam; ob er am Ende einen Titel hatte oder ein Beruf daraus wurde, stand dabei auf einem anderen Blatt. Das erleichterte Miquel die Wahl, denn Tätigkeiten wie die eines Schriftsetzers, Tischlers oder Zugführers konnte ich unbesehen streichen, erst recht Berufe wie Schäfer oder Verkehrspolizist. Doch trotz all dieser Hilfestellungen litt Miquel den ganzen Vorbereitungskurs lang unter dem Druck,